jenem Herzen einen festen Anlauf: zu dem Enkelchen hin, hob es aus seinem Bette und schloß es an die Brust.

Mochten sie sich dagegen wehren: es strömte von dem Kinde doch ein bißchen Wärme aus, die sie sämtlich und vor ihnen allen Matthias hier jetzt schon lange entbehrt hatten. Sie nahmen den Knaben als den ihrigen an, und es schien mit diesem unschuldigen Wesen eher Glück als Unglück ins Heim gekommen zu sein.

Nur auf Ellis Antlitz wohnte kein Widerschein dieses Glückes. Sie blieb verschlossen, verschämt, sie war nicht zu bewegen, auf die Straße zu gehen, oder sie ging nur des Abends spät.

Der Pastor und ein paar von ihren Lehrern wollten ihr Zuspruch leisten. Sie hörte sie an, tat aber nicht nach den Worten dieser milden Freunde. Ihr Vater brachte sie auch nicht in die Kirche hinein — all dieses Zagen aber und diese Unnahbarkeit entsprangen auch jetzt nicht der Reue vor Gott, sondern nur der Furcht vor den Menschen, jener Schämigkeit, der nicht die Sünde selber, der nur das Uebel, das die Sünde nach sich zieht, leid tun will.

Nicht einmal den Laden betrat Elli. Immer hockte sie oben an den Fenstern hinter den Bäumen . . . freudlos . . . mürrisch . . . ihr Kind nur wenig hegend, oder dann wieder zuzeiten, wenn der Schmerz über sie kam, es mit einer Heftigkeit an sich reißend, daß es ausschrie.

Matthias sah: zu einer Demut, einer Erlösung aus sich selbst heraus gelangte seine Tochter nicht, und sie war so störrisch, daß sie sich auch von ihrem Vater nicht dazu verhelfen lassen wollte.

Das konnte er betrauern, aber er mußte eben Geduld haben. Gott würde schon wissen, wann er an dieses Herz zu rühren hatte.

Nur das eine machte dem Buchbinder tiefe Sorge: in diesem Leben mußte ja sein Kind schließlich untergehen. Das durfte nicht geschehen. Damit hätte er eine noch größere Schuld auf sich geladen als früher mit seinem schlechten Bewahren. Also mußte er sie frei geben aus dem Hause, aus dieser Stadt, in der sie an ihren Erinnerungen erstickte.

Und er schrieb abermals an seine Schwester Klara und sprach dann zu seiner Tochter:

„So lange, bis du es überwunden hast, mein Kind, so lange magst du draußen bleiben. Es kommt die Zeit, wo du dich selber wieder heim sehnst — hoffentlich —, wo du einsiehst, daß sogar dies Schwere, was du erlebt hast, nicht das Wichtigste im Leben ist, wo du — ich hoff' es immer — erkennst: die Hauptsache ist, daß wir Menschen uns untereinander lieb haben. Dann können wir alles miteinander ertragen. Geh ruhig wieder hin, wo dich das Begegnen mit den Leuten nicht bedrückt. Dein Vater wartet hier auf dich, mein liebes Kind."

Mit einem plötzlichen Ausdruck leidenschaftlicher Dankbarkeit fiel Elli ihrem Vater um den Hals. In einer Hast, als gelte es zu fliehen, packte sie ihre Koffer und Körbe, und der Abschied, den sie dann zum zweitenmal von ihrer Heimat nahm, war nur kühl auf beiden Seiten. Ungern jedoch trennten sich die Alten von dem kleinen Matthias. Als Elli fort war, empfanden sie im Hause eine zwiefache Leere: Ellis stummes, in sich hinein kriechendes Gebaren freilich ließ sich schon vermissen — nach dem hellen Lachen des Kleinen aber horchten sie mit Sehnsucht aus.,

(Fortsetzung folgt.)

Auf Java.

Pflanzerbrief.

Von [Nachdruck verboten.]

Johannes V. Jensen.

Wer hat nicht seit den ersten Geographiestunden seiner Kindheit davon geträumt, einen Teestrauch zu sehen — und das hätte ja in China, der Heimat des Tees, geschehen müssen. Bei mir traf es sich nun, daß ich ihn auf Java sah. Auf der Bahnfahrt sah ich ausgedehnte Pflanzungen eines runden dunklen Strauches und erfuhr, daß es Tee sei. Es ist ein Berggebüsch, das zu seinem Gedeihen einer hohen Lage und warmer Luft bedarf. Später hatte ich oben in Mitteljava Gelegenheit, eine Teeplantage mehr in der Nähe zu besichtigen.

Es ist ein sehr schöner Strauch oder richtiger ein kurzstämmiges, stark verzweigtes Zwergbäumchen, das einer Myrte oder einem Preiselbeerbusch gleicht, dessen Blätter aber die Größe von Lorbeerblättern haben; man sieht, daß der Strauch ursprünglich in einer alpinen Heidevegetation zu Hause ist. Die Blätter haben weder „Tee"geschmack noch -geruch, wenn sie grün sind. Das wird erst durch das Trocknen und die weitere Behandlung erzielt, die ziemlich umständlich ist und — wie übrigens alle Plantagenkultur — ohne die eingeborenen billigen Arbeiter unmöglich wäre.

Man macht sich keinen Begriff davon, welche Arbeit geleistet werden muß, welche detaillierte Sorgfalt und Achtsamkeit dazu gehört — in weit höherem Grade, als wir es beim europäischen Ackerbau kennen —, damit wir unseren Tee, unseren Kaffee, Reis, Zucker oder Tabak erhalten können. Man denkt immer, in den Tropen ginge alles ganz von selbst, und alles ist auch bereit, zu wachsen, Unkraut und Parasiten nicht zum wenigsten; aber ohne den Kuli, den eingeborenen, genügsamen und die Monotonie nicht empfindenden Arbeiter würden all diese notwendigen Artikel des täglichen Bedarfs nie die Konsumenten in Europa erreichen.

Alles, was zum Beispiel die Erde an Bewässerung und Bearbeitung verlangt, wenn das Zuckerrohr auf Java gepflanzt werden soll, alles, was das Feld später an Pflege erfordert, ganz zu schweigen von der ungeheuer komplizierten Behandlung in der Fabrik, ehe das Rohr sich in Zucker verwandelt —, von all dem hat man keine Ahnung, wenn man delikat mit der Zange ein Stück Zucker in seinen Kaffee verschwinden läßt.

Nun zum Tabak, dem Lebensbedürfnis jedes Mannes. Obwohl Java nicht die Heimat des Tabaks ist, fühlte ich mich wie auf einer Wallfahrt, als ich zum ersten Male den Tabak sah und mich den Hallen näherte, in denen die Mysterien der Fabrikation vollbracht werden.

Hier in aller Kürze ein Ueberblick über diese Entstehungsarbeit. Die Pflanze ist ein großer, bleicher Nachtschatten; der Stechapfel, der in Europa angebaut wird, gibt den besten Begriff von ihm. Es existieren im übrigen viele Abarten. Hat die Pflanze die erforderliche Größe erreicht, so werden die Blätter gepflückt, von unten nach oben, Stück für Stück und mit Verstand, und sie kommen bündelweise in die Trockenhäuser, lange, offene Scheunen, die in der tropischen Landschaft in den Tabaksgegenden liegen. Sind die Blätter dann soweit, so werden sie in einem großen Fabriklokal aufgestapelt, um zu fermentieren, was unter Entwicklung einer behaglichen Gärungswärme vor sich geht, unter deren Einwirkung der Tabak schön nach frischgebackenem Brot riecht. Jetzt hat man mit den Versuchen begonnen, statt der natürlichen Fermentation die chemische einzuführen — in unseren profanen Tagen natürlich etwas Unvermeidliches —, aber der alte Gärungsprozeß war edler. Ich freue mich, daß ich ihn gesehen habe. Nunmehr werden die Blätter gelüftet und sortiert, und die Sortierung, die von einem ungeheuren Schwarm von Javanerinnen (Frauen und Mädchen, von denen manche wohl das Ansehen lohnt) besorgt wird, ist eine überaus umständliche Geschichte. Jedes Blatt wird oft, sehr oft in die Hand genommen zur Prüfung von Qualität, Größe und Farbe. Aber endlich sind die Bündel in Ordnung, ein jedes besteht aus Blättern von gleicher Art und gleicher Bonität, und nun werden sie in eine Matte gepreßt, wobei die Kulis, die mit Vorliebe die schwere Presse drehen, lustig tanzen und singen. Die Matte bekommt ihre Marke und ist jetzt reisefertig, um nach Holland zu gehen.

Wird der Tabak nun auf diese Weise gepflegt und verhätschelt, so bereitet der Reis, das Brot des Ostens, nicht weniger Mühe. Der Eindruck, den die Reiskultur auf Java und natürlich ebenso auch in China macht, ist einer der unvergeßlichsten, die man im Osten erhält.

Es ist nicht leicht, eine Vorstellung von einem Reisfelde oder vielmehr von einem System des Reisfeldes zu geben, wie man es auf Java sehen kann. Die Pflanze wächst in blankem Wasser, ist wohl ursprünglich in Sümpfen gezogen worden, doch man beschränkt sich nicht darauf, sie in flachen Tälern anzubauen, man schafft künstliche Bewässerung, Irrigation, und ist dadurch imstande, auch in einem coupierten Terrain Reisfelder anzulegen. Das ist es, was der Malaie mit einer so bewundernswerten Geschicklichkeit und Ausdauer versteht. Oft kann man die Reisfelder hoch in den Bergesklüften emporkrabbeln sehen, jeden einzigen Vorsprung, jede einzige Terrasse mit einem kleinen Wasserspiegel bedeckend, sich so mit tieferen oder flacheren Teichen nach der Senkung der Felder richtend, in allen möglichen Formen und Größen, immer den Bodenverhältnissen angepaßt. Das Wasser wird dann von oben hereingeleitet, fließt von einem Felde zum anderen hinab und hält auf diese Weise den ganzen Abhang, der oft einen sehr steilen Winkel bilden kann, unter Wasser. Der Malaie muß irgendeinen Nivellierungsinstinkt, irgendeine biberartige Gabe besitzen, Wasserstand und Ablauf zu spüren, denn das ist nichts, was er gelernt hat, es ist etwas, was er kann.

In diesen kleinen, unter Wasser gesetzten Feldern, die, wenn sie an einem Bergeshange angelegt sind, aussehen können wie irgendein phantastisches Möbel mit halb herausgezogenen Schubfächern, wächst der Reis, und man kann ihn in diesem Lande ohne Jahreszeiten in allen Stadien sehen, von dem jungen, eben ausgesäten Reis, der grünen Nägeln in der Wasserfläche gleicht, bis zu dem reifen, schweren Reis, den der Javaner erntet, indem er jede Aehre einzeln mit einem kleinen Messer abschneidet. Mit dem Reis hat der Javaner ununterbrochen zu tun. Zunächst muß er die Deiche pflegen und die Wasserleitungen in Ordnung halten, den Schlamm mit Hilfe von Büffeln und eines Holzpfluges aufwühlen und den jungen Reis einsetzen, welche Tätigkeit übrigens den Frauen anvertraut ist und von ihnen unglaublich geschickt besorgt wird, wobei sie bis zu den Knien im Wasser stehen und ein züchtig mit Sarong bekleidetes Hinterteil himmelwärts kehren. Während der Reis wächst, muß er gejätet werden, und wenn er zu reifen beginnt, muß er gegen Reisvögel und andere Lüsterne geschützt werden; die Javaner bedienen sich hier, wie es auch anderwärts in der Welt geschieht, drohender Vogelscheuchen, alter Kleider, die zusammengesetzt werden, daß sie wie eine männliche Gestalt aussehen, ganzer scheußlicher Bambusgespenster, die mit einem Knochenarm im Winde wehen. Draußen im Korn hat der Javaner eine Wächterhütte, in der Knaben sitzen und heulen oder an langen Schnüren ziehen, wodurch sich allerhand Schreckgestalten bewegen und die Vögel verscheuchen. Es geht also alles nicht so einfach zu und nicht so, daß man sich unter den Brotfruchtbaum legt und die Sonne für das Futter sorgen läßt! Auf Java leben über dreißig Millionen Eingeborene!

Ein Reisfeld mit seinen eingerahmten Wasserflächen, in denen der grüne Reis sich farbenprächtig mit der widergespiegelten Himmelsbläue mischt — ein Reisfeld in dem stillen, heißen Tropensonnenschein, in dem auch das Wasser Wärme abgibt, indem es allerorten rieselt, rinnt und sickert, ist ein Natureindruck von ganz eigener, seltsamer Art. Ganz in der Nähe, aber ohne daß man ihn sehen kann, quakt ein Frosch, ohnmächtig vor Wohlbehagen in seinem Schlamm; ein weiß- und lachsfarbener Reiher sitzt drinnen auf einem der Balken und starrt mißgünstig auf die Fischchen, die der gerissene Bauer in seinem Felde hält; und über dem grünen Reis, der in Sonne von oben und im Wasser von unten gebadet steht, zum Ueberfluß eben erst von einem Regenguß gekränkt, der tagtäglich wie aus einer großen Wasserkanne vom Himmel kommt, über der grünen Decke, die nicht ein Windhauch bewegt, wo die heiße Luft in ewiger Sommerfaulheit ruht, fliegen Tausende von Libellen hin und her, wahrscheinlich auf der Jagd nach irgendeinem kleineren Insekt, das man nicht sehen kann. Hinter dem Reisfelde verdämmern Palmen, Bambushaine und kupfergrüne Pisang um ein Kampong, ein javanisches Dorf, und dahinter wieder erhebt sich der gewaltige Kegel eines Vulkans, dessen Gipfel in musselinweiße Wolken gehüllt ist. Dort riecht es schlammig und nach Wasser, Wasser oben und unten, ein widerlicher und warmer Geruch, wie aus der Wochenstube der Schöpfung.

Und nun der Kaffee, dieser beliebte Trank, dem ich unbedenklich eine Mitschuld an der physischen Verringerung ganzer Völkerschaften beimesse, weshalb er auch in Kürze und ohne Wärme besprochen werden soll. Er ist die Frucht eines sehr schönen Baumes, der in seiner Jugend ranke Haltung und symmetrisch gestellte Zweige besitzt. Die Blüten sollen prachtvoll sein, aber als ich die Kaffeeplantagen besichtigte, war die Blüteperiode schon vorüber. Die Zweige hingen dicht voll der grünen Beeren, in denen die beiden Früchte liegen, die man Bohnen nennt. Dem Kaffee eigentümlich ist es auch, daß er geeigneten Schatten braucht, man pflanzt ihn deshalb mit einem akazienartigen Baum zusammen, dessen leichtes, zierliches Laub sich wie eine große Anzahl feiner Sonnenschirme über die Kaffeebäume wölbt. Es sieht aus, als habe jedes der vornehmen Gewächse seine Kammerzofe.

In derselben Plantage, in der ich den Kaffee sah, wuchs auch Kakao, ein ziemlich großer, im übrigen nicht besonders ansehnlicher Baum. Die Frucht, die einer gefurchten, truthahnroten Gurke gleicht, wächst direkt aus dem Stamm und den Zweigen des Baumes heraus, nicht zwischen dem Laube — eine Eigentümlichkeit, die er mit der Durian und der Brotfrucht gemein hat. Ueber den Kakao nur Gutes, es war nett, daß man ihn hier begrüßen konnte. Er ist ja übrigens selbst ein Fremdling auf Java, wie der Kaffee, stammt aus Mexiko, wogegen der Kaffee bekanntlich in Arabien zu Hause ist.

In demselben Walde — es war ein seltsamer Wald, den ich in einem Orte Mitteljavas sah — wuchsen auch Kapok, der Baumwollbaum, Pfeffer und Muskat. Der Pfeffer ist eine Schlingpflanze, die mit ihren Trauben, in denen sich das erbsengroße Gewürz birgt, graziös an irgendeinem Baum hängt. Obwohl Blut ist nicht im Mittelalter geflossen, um diese so begehrte kratzende Ware zu schaffen, was für merkwürdige Kapitel in der Weltgeschichte, den Entdeckungsreisen — und später in der Geschichte der großen Kolonien knüpfen sich nicht daran!

Die Nelke! Sie fand ich nicht auf Java, sie wächst sicher nur auf den Molukken, aber sie gehört mit zur Atmosphäre jener Zeit, so um das vierzehnte, fünfzehnte Jahrhundert, da man mit blutigen Schwertern in den Händen das Paradies und köstliche „Spezereien" in einem Atem suchte! Noch in meiner Kindheit stand die Nelke bei den Bauern in hohem Ansehen, ungefähr so wie vor drei- bis vierhundert Jahren höchsten und allerhöchsten Orts; man bekam sie in süßen Suppen, und es ist, als hätte ich persönlich den Duft des Mittelalters gekannt, wenn ich daran denke. Dasselbe gilt vom Muskat, der während der Weihnachtsbäckerei das Haus mit süßem und eigenartigem Geruch erfüllte. Ich sah den Muskat auf Java, es ist ein großer, schöner, pyramidenförmiger Baum, in dem die pfirsichartigen Früchte zwischen dem Laube hängen, reichlich und südländisch. Wenn die Frucht reif ist, erschließt sie sich von selbst und zeigt die karminrote „Dotter", die sich gleichsam als Netz um die ebenholzschwarze Nuß legt, eine reizende Farbenzusammenstellung.

Um den Besitz dieses hoch geschätzten Gewürzes wurde im Mittelalter viel Blut vergossen. Die Holländer trotzten es überall aus, bis auf eine einzige Insel in Indien, und jede einzige Frucht wurde umständlich gekocht, geräuchert und gesalzen, um die Keimkraft zu töten und es anderen konkurrierenden Völkern unmöglich zu machen, sie zu pflanzen und Vorteil aus ihr zu ziehen. Jetzt hat es den Anschein, als sei die Welt der Gewürze müde und deshalb erschlafft. Vielleicht hat sie dafür andere Sachen bekommen, die noch mehr kratzen. Einige Anzeichen lassen jedoch darauf schließen, daß man auf dem Wege ist, in der Natur keine Reizmittel mehr zu suchen, sondern Schönheit und Nahrung.

Die Endphasen des Festungskampfes.

Die Kämpfe um Adrianopel und Skutari bilden für die Lehren des modernen Festungskrieges eine wertvolle Ergänzung zu den Kämpfen um Port Arthur. Die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigernde Waffenwirkung hat den letzten Angriff auf die ständigen Werke des Verteidigers in neue Formen gezwängt. Eins aber ist geblieben: der letzte Stoß der geschlossenen Massen in Sturm. Er ist physisch und moralisch die einzige Möglichkeit, in moderne Befestigungen einzudringen. Aber er bedarf ganz anderer Vorbereitungen wie einst.

Langsam schiebt sich der Angreifer in der Erde gegen den Fortgürtel der Festung vor, auf dem Teil der Front, der ihm strategisch, taktisch und fortifikatorisch am geeignetsten zum Sturm erscheint. Er darf keinen Mann über dem Boden im Bereiche der feindlichen Feuer zeigen; seine Annäherungsgräben laufen im Zickzack, so daß sie nicht vom Gegner mit Feuer bestrichen werden können, die letzten hundert Meter weicht der Annäherungsgraben der Erdwalze. In ganz kurzen, rechtwinklig zueinander liegenden Schächten werden die Linien vorgetrieben. Während der Arbeiten hält die Angriffsartillerie die Verteidigungsgeschütze im Schach, kämpft sie allmählich nieder. Erst wenn dies geschehen, kann zum letzten geschritten werden: zum Sturm.

Aber noch trennen die Hindernisse den Angreifer von den Infanteriewerken. Der Verteidiger hat den Boden mit Minen gespickt, die sich entzünden, wenn die Stürmenden auf sie treten. Vor Port Arthur sind oft Hunderte von Japanern durch eine solche Mine zugrunde gegangen, auf einen Schlag, und daher ist vor allem der moralische Erfolg dieser Minen unermeßlich groß. Selbst die schneidigen gelben Kerle waren, wenn sie einmal ein Minenfeld betreten hatten, nicht zu bewegen, an gleicher Stelle noch einmal einen Sturm zu wagen. Die Bulgaren haben eine Lehre daraus gezogen: sie haben Viehherden vor den Stürmenden hergetrieben, deren Stampfen die Minen löste. So fanden sie ein Mittel, vorwärts zu kommen und Verluste zu vermeiden.

Den Hauptschutz des Werkes bilden die Drahthindernisse. Es sind das etwa 20 bis 25 Meter breite Streifen, in denen von fünf zu fünf Metern unregelmäßig Pfähle in den Boden gesenkt sind, die untereinander kreuz und quer mit Draht verschiedenster Stärke verbunden sind. Die Angriffsartillerie richtet in ihnen die ersten Verwüstungen an; tiefe und breite Löcher reißen die Granaten der schweren Geschütze. Bei Nacht schreitet der Pionier mit der Drahtschere zur Erweiterung dieser Lücken. Aber er findet kleine Glocken an den Drähten aufgehängt, findet sie mit elektrischen Kontakten zu Klingeln in den Werken verbunden, und bei der ersten Berührung wird er vom Feuer des Verteidigers überschüttet.

Aber ehe keine Sturmgassen von erheblicher Breite in die Hindernisse gelegt sind, ist an den letzten Schritt nicht zu denken. So nimmt der Angreifer seine letzte Zuflucht zur Bombe. Diese Bomben haben ein Riesenformat: Fünfzig bis hundert Kilo stärksten Brisantsprengstoffs werden zu Ballen vereinigt und mit Schleuderapparaten, und die den Wurfmaschinen der Römer und des Mittelalters ähneln, auf den Schützengraben auf das Drahtgeflecht geschleudert. Sie sind mit einer Zündschnur versehen, die allmählich abbrennt und die Ladung